Von Moral und Kanon

Kürzlich fiel uns auf, dass sich in unseren Gesprächen gewisse Sätze häuften: «Den kann man jetzt auch nicht mehr lesen.» «Das darf man auch nicht mehr schauen.» «Der war übrigens auch problematisch.» Frustrierend. Denn während man bei einigen Künstlern natürlich seit Jahren weiss, welche Vorwürfe, Verurteilungen, übergriffigen oder gewalttätigen Geschichten an ihnen hängen, stösst man andauernd auf weitere. Bei den Lebenden und bei den Toten. Chaplin. Picasso. Gauguin. R. Kelly. Chuck Close. Und immer wieder entsteht die Diskussion über Trennung von Werk und Person.

Kunst und Kunstschaffende zu trennen – mir persönlich gelingt es nicht. Und ich will es auch gar nicht.
Wegen dem Kanon.

Aber von vorne: Sobald ich etwas über die Person hinter einem Werk erfahren habe, werde ich beim Hören, Lesen, Betrachten selbstverständlich darauf zurückgeworfen. Ich höre Dolly Parton noch lieber, weil ich sie nicht nur für eine grossartige Musikerin, sondern auch für einen grossartigen Menschen halte. Kunst und Filme dagegen verlieren für mich massiv, wenn ich von Antisemitismus, Gewalt, Misogynie oder politischem Extremismus ihrer Urheber erfahre.

Und natürlich gibt es Argumente wie die der «Autonomie der Kunst». Oder Roland Barthes' «Tod des Autors». Nur: Kunst entsteht nicht isoliert. Erfahrungen, Meinungen und Weltanschauungen fliessen ins Schaffen ein. Bereits die Entscheidung, was jemand erzählt, malt, filmt oder eben weglässt, ist subjektiv. Nun, es geht mir nicht darum, mich selbst zu bedauern, weil ich die Kunst dieser Menschen nicht mehr geniessen kann. Und auch nicht darum, dass ihre Werke aus der Öffentlichkeit verschwinden sollen. Es geht um die Frage, wem wir Plattformen geben. Museumswände, Lehrpläne, Verlagsprogramme, Sendezeit sind endlich. Kanon ist endlich. Aufmerksamkeit ist endlich. Denn kulturelle Aufmerksamkeit ist eine Ressource. Eine begrenzte Ressource. Einen problematischen Künstler weiterhin selbstverständlich ins Zentrum zu stellen, ist deshalb keine neutrale Entscheidung. Es bedeutet auch, diesen Platz niemand anderem zu geben.

Es geht weniger um Boykott als um Priorisierung. Man kann sagen: Ja, dieses Werk ist bedeutend. Aber warum sollen wir dem Menschen dahinter deshalb zum hundertsten Mal unsere Aufmerksamkeit schenken? Man kann Picasso kunsthistorisch behandeln, ohne ihn fortwährend als singuläres Genie zu inszenieren. Man kann Michael Jacksons Bedeutung für die Popgeschichte anerkennen, ohne ihm deshalb einen selbstverständlichen Platz im Radio-Alltag einzuräumen. Denn «Genie» wird durch Wiederholung produziert. Wir lesen bestimmte Menschen, weil sie zum Kanon gehören; sie gehören zum Kanon, weil sie immer wieder gelesen werden. Generationen lernen ihre Namen, während andere hervorragende Künstler*innen unsichtbarer bleiben.

Warum? Weil «der Mensch oft nicht die Kunst beklatscht, sondern das eigene Gedächtnis». Wir verwechseln Qualität mit Vertrautheit. Eine Melodie ist der Sommer damals, die erste Liebe, die durchtanzten Nächte. Michael Jackson klingt nicht nur nach Michael Jackson, sondern nach den Achtzigern, nach Partys, Kindheit, Popgeschichte. Picasso steht irgendwann für moderne Kunst an sich. Bekanntheit fühlt sich wie Bedeutung an – und

Bedeutung wie Qualität. Gegen dieses Paket kann Neues – oder unbekannteres Altes – fast nur verlieren.

Das Zitat zum «Beklatschen», das oben steht, geht übrigens etwas anders und stammt von Max Goldt. Der einmal mein Lieblingsautor war. So sehr, dass mein Freund mit mir damals – noch vor der Flugscham – an meinem Geburtstag zu einer Goldt-Lesung nach Berlin flog. Heute jedoch lese ich von einem polemischen Dude, der gegen Feminismus und inklusive Sprache witzelt.
Nun. Mist.

Ich finde den Satz toll. Den Autor als Person nicht mehr so sehr. Und während ich ihn zitiere, weil ich das Zitat mag, gebe ich ihm wiederum meine – und eure – Aufmerksamkeit.